

### Wenn die Ferienzüge rollen ...

td. In einem Teil des Reiches haben die sogenannten großen Ferien begonnen, in anderen Teilen legen sie in den nächsten Tagen, spätestens Mitte Juli ein. Unzählige Sonderzüge geben durchs Land, zur See, zum Gebirge. Tausend, aber tausend Menschen werden wieder durcheinandergewirbelt, fahren zur Erholung, zu Bekannten, in Pensionen, in den Wald, zum Gebirge, zur See. Und ernste Gedanken begleiten sie. Gedanken, die aus der Zeit werden und wachsen, die zeitgebunden sehen und nehmen, die politisch und wirtschaftlich zu formen suchen, was eigentlich reines Privatvergnügen ist.

Zunächst wird man sich an die alte Propaganda erinnern: Deutsche, lernt die Heimat kennen! Jahr um Jahr wurde die Trommel gerührt, und doch zog die Sehnsucht so viele Deutsche nicht in den herrlichen Schwarzwald, nicht in die bayerischen Berge, nicht in den Thüringer Wald, nicht die lockere Jagdwiese und Schneeflocke und Broden, nicht der düstere Teutoburger Wald, nicht die Rhön, nicht der Rhein, man glaubte die Ost- und Nordsee zu kennen oder noch kennen lernen zu können — strebte also ins Ausland, nach Sizilien, nach Italien, an die Riviera, es war Mode geworden, ans Mittelmeer zu gehen, an den belgischen Strand, in französische Bäder, die Schweiz wurde von Deutschen überschwemmt, und wer es sich leisten konnte und recht Zeit dazu, hatte den Drang, Ägypten zu lernen, jenes Dorado amerikanischer Snobs. Der Heimatbegriff war da, aber auch die Ausrede, man kenne das deutsche Bauernhaus, den deutschen Wald, man kenne Wege und Siege rundum und in der Ferne. Und doch, wie fremd war den Deutschen die Heimat. Was es einmal Preisausstellungen über wichtige heimatische Wunderwerke, über deutsche Städte, deutsche Altertümer, so gingen sehr wenig Lösungen ein. Denn der Deutsche hatte ja keine Zeit, in der Heimat nach den Schönheiten und Wunderwerken zu spähen, er glaubte sie zu kennen, und war glücklich in diesem Glauben. Ihm waren vielleicht auch ganz andere, fremdländische Eindrücke lieber. Und der Stolz, sagen zu können, er sei im Auslande gewesen, ja, das erfüllte ihn. Heute — glaube ich — ist es etwas anders geworden. Es gibt wirklich eine engere Einstellung zur Heimat, eine größere Sehnsucht nach deutschen Werten und Wundern, es gibt die große Suche nach dem deutschen Volkstum, das sich so hundertfältig in Einzelheiten offenbart, die sich über Deutschland breiten und die Volksart sind. Es gibt heute sogar — endlich — Gelehrte, die nicht mehr an einem fernen Erdwinkel Ausgrabungen machen, sondern in Deutschland wichtige Ziele und Aufgaben finden. Auch bei uns ist vieles ausgegraben, viel, was verstaubt und verborgen ruht, fleißig bearbeitet, unbekannt, Zeugen einer alten deutschen Macht und Größe, Merkmale des deutschen Lebens und Wandens, der deutschen Eigenheit, Grundzüge des deutschen Volkscharakters. All das mühte sich, und lockt jetzt mehr, in der Heimat zu reisen.

Vegetarier, den Sinn für die Heimat zu haben, haben selbstverständlich die wirtschaftlichen Verhältnisse. Auch die Erziehung des Volkes zum neuen Denken, zum Bewußtsein seiner Größe, seines inneren Wertes, seiner Aufgaben, wird dem und jenem das Ausland leid gemacht und ihm auf die Reise in den deutschen Land hingewiesen haben. Die Reiseziele sind jedenfalls ganz anders gesteckt als noch vor einem Jahre. Reisen können, ist Wunschtraum aller arbeitenden Menschen, den Urlaub in einer anderen Umgebung zu verbringen, aller, die in der Werkstatt oder im Büro ein Jahr hindurch ihre Pflicht tun. Bei vielen mag es beim Wunschtraum bleiben. Hier kann keine Regierung helfen. Es ist viel getan, wenn es dem Opferwillen der Anhänger der nationalsozialistischen Bewegung zu danken ist, daß viele tausend Kinder während der Ferien auf dem Lande glücklich geboren werden. Mit der Besserung der Verhältnisse wird auch das Problem gelöst, mehr und womöglich allen Menschen, Reisequalitäten zu geben. Die sozialen Einflüsse und Anreize der Regierung verlangen, daß der Arbeiter seinen Urlaub erhält, daß die sozialen Gesetze strenger als früher befolgt werden. Langsam muß sich nun durch den deutschen Aufstieg auf diese Voraussetzungen die Reife bilden gründen. Es gab Zeiten, da viel mehr als heute reisen konnten und es doch nicht taten, weil sie den Wert der Sommerreise noch nicht erkannten, wohl auch glaubten, sie — die Klasse — den Vornehmen, einer bestimmten Klasse überlassen zu müssen. Heute sind diese Auffassungen gewichen. Der Arbeiter ist zwar nicht im Luxusbad, aber an der See, im kleinen Dorfe just eben so zu finden, wie der Großkaufmann und der Generaldirektor. Die Büroangestellte haben in der Nordsee neben der Mondänen, und der Reisebeamte grüßt sich beim Aufstieg auf den Wendelstein

ganz freundschaftlich mit dem Ministerialrat. Hier haben nicht andere Zeiten andere Sitten geschaffen, sondern das Volk von Vorurteilen befreit und den Klassen- und Kastengeist beseitigt. Hier offenbart sich jene Kameraderie, daß der Arbeiter dem Kapitalisten gleich zu achten ist. Mit der gleichen Achtung wird er berechtigt, auch die gleiche Erholung zu fordern, die er sich erarbeiten muß, und die er sich leisten kann, wenn seine Arbeit ertragreich gewesen ist.

Es ist jedenfalls in diesem Jahre bereits eine Steigerung der Sommerreisenden bemerkbar. Mehr Menschen suchen Erholung, mehr leiden sich den Urlaub in der Fremde. Also muß doch bereits eine Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse bemerkbar sein. Gerade an der Reisezeit kann man die wirtschaftliche Lage erkennen. Daß ein Reise-Mehr auch wirtschaftliche Wirkungen hat, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Die Sommer- oder Reiseindustrie hat in diesem Jahre gute Aufträge gehabt, sie war lebhaft, wie noch nie. Und die Gasthäuser und Pensionen werden vielleicht bessere Umsätze machen, als in den letzten Jahren. Die von der Reichsbahn verkauften Karten übersteigen die Zahl des Vorjahres beträchtlich. Also auch der Verkehr partizipiert an der Besserung. Menschen würfeln durcheinander, und reisende Menschen lassen das Geld, wenn jeder auch bescheiden ist, rollen. Rollendes Geld schafft Leben. Lebendigkeit ist der Antrieb von neuem Wagnen. Aus der Reisezeit und an sich geschäftlichen Stelle kann also ein neuer Antriebe zu neuem Blühen erwachsen.

### Vorsicht bei feuchtem Heu.

Die Selbstentzündung des Heues ist auf das Vorhandensein flüchtiger, gasförmiger, selbstentzündlicher Bestandteile zurückzuführen. Der den Pflanzen anhaftende Salpeter spielt hierbei eine Rolle. Es ist festgestellt worden, daß im Gewitterregen viel Ammoniumsalpeter enthalten ist. Wenn Gras unmittelbar nach einem Gewitter gemäht wird, legen sich die Salpetermassen als winzige Kristalle krusten-

artig an die Halme und versuchen die Verkehlung. Auch bei trocken eingebrachtem Heu geht eine Selbstentzündung (Schwimmen) vor sich. Dieser Vorgang ist aber normal. Die dabei auftretende Wärme hat ihre Ursache darin, daß die noch nicht ganz abgestorbenen Pflanzenteile des frischen Heues noch einige Zeit die Atematätigkeit beibehalten. Das Schwimmen führt zur Verdampfung und schließlich zur Selbstentzündung. Das aber das Heu zu viel Feuchtigkeit enthält, so mehren sich in der warmen, feuchten Masse die dem Heu anhaftenden Keime in großer Zahl, deren lebhaft Atematätigkeit eine Vermehrung und Erhöhung der Wärme herbeiführt.

Diese Umstände lassen es angezeigt erscheinen, Heu nicht zu rasch und nicht auf einmal einzufahren. Feuchtes Heu darf unter keinen Umständen nach unten gepackt werden. Bei 70 Grad Wärme bilden sich aus 1 Kilogramm Heu (besonders Braunkheu) über 70 Liter leichtentzündliche Gase, die zwar keine Verkehlung des Futters herbeiführen, aber beim Vorhandensein von elektrischen Entladungen — sofern diese Funkenbildungen ermöglichen — immerhin nicht ungefährlich sind.

Zweckmäßig ist es, wenn beim Einfahren von nicht ganz trockenem Heu überjähriges Heu zwischengepackt wird. Auch das Zwischenspreuen von Viehsäls ist zu empfehlen. Dieses Salz tötet die im Heu sich bildenden Bakterien, deren Vermehrung und Lebensfähigkeit wesentlich zur Erhöhung der Temperatur beitragen. Zu feucht eingebrachtes Heu muß besonders in den ersten drei Tagen stets auf seine Temperatur geprüft werden. Man steckt in die Mitte des Heues Rundstängel bis auf den Boden. Nach 10-15 Minuten zieht man diese wieder heraus und untersucht, ob sie sich erwärmt haben. Ist dies der Fall, bohrt man mit Stangen in Abständen von 1-2 Meter Löcher in das Heu, sie führen ein baldiges Sinken der Temperatur herbei. — Solche Luftzufuhr löst den Gärungsprozess. Jeder Brand, der durch Selbstentzündung des Heues entsteht, ist eine Schädigung des Volksvermögens. Außerdem kann in solchen Fällen der Besitzer wegen fahrlässiger Brandstiftung gerichtlich belangt werden.



Partie Nr. 160. — Französisch.  
Die folgende Partie, die sich durch ein weiträumiges Damenopfer auszeichnet, wurde in einem Turnier in Valencia gespielt.

Weiß: Tromoyeres. — Schwarz: Marla.  
1. e2-e4 e7-e6  
2. d2-d4 d7-d5  
3. Sb1-c3 Lf8-b4  
4. Sg1-e2 ....

Das Modernste an dieser Stelle. Früher galt cxd als Bestes.  
4. .... d5xe4  
5. a2-a3 Lb4xc3  
6. Se2xc3 f7-f5

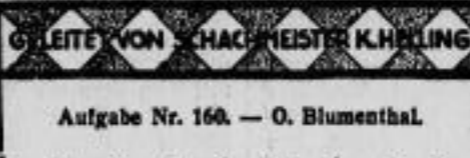
Eine gewagte Spielweise. Alechin spielte hier gegen Nimzowitsch 7. f3 e4 f4 Dxf3 Dxd4 9. Dg3! und kam schnell in Vorteil.  
7. Le1-f4 Sg8-f6  
8. f3-f5 e4xf3

Besser dürfte 0-0 fxe5 Sxe4 Sxe4 fxe5 Dd3 Sd7 Le2 c5 sein, wie Nimzowitsch gegen Thomas spielte.

9. Dd1xf3 0-0  
10. 0-0-0 Sf6-d5  
11. Lf1-c4 e7-e6  
12. Td1-e1 Sd5xf4

Dadurch verliert Schwarz in der Mitte den Halt. Besser war b7-b5.  
13. Df3xf4 Tf8-f6  
14. g2-g4 ....

Der typische Sturmangriff zwecks Linienöffnung. Die größte Wirkungskraft der weißen Figuren muß dann entscheiden.



Aufgabe Nr. 159. — O. Blumenthal.  
a b c d e f g h  
8  
7  
6  
5  
4  
3  
2  
1

17. Ke1-b1 Tg6-h6  
18. Th1-f1 ....

Ein tiefes, weit berechnetes Damenopfer.  
18. .... Tb6xb3  
19. Te1xe6 h7-h6

LXxe6 LXxe6+ Kh8 Tf8 würde matt ergeben. Nach g7-g6 käme TXg6+ nebst Tf8 matt, nach h7-h6 die Textfortsetzung.  
20. Te6xb6+ Dg5-d5  
21. Sc8xd5 g7xb6

Etwas besser war TXh6.  
22. Sd5-e7+

Schwarz gab auf, denn nach Kg7 Tf7+ Kh8 Sg6+ Kg8 folgt Td7 matt.

14. .... 15. Xg4  
15. Df4xg4 Tf8-g6  
16. Dg4-b3 Dd8-g5+

### Weißer auf neuen und doch alten Wegen.

Neuzeitliche Geschirrförmern der Weisker Porzellanmanufaktur.

Jede Zeit hat ihren eigenen Stil. In der Wohnkultur führte er s. B. von den graziosen ausholenden Formen des Rokoko über die schlichten reisten des Empire zu den wieder lockerer gewordenen des Wiedererweckens, um dann in einer Zeit des industriellen Aufschwunges, des Gründungsstiebers und des schnellen Reichwerdens zu jenen ungläublichen Mißlungen zu gelangen, mit denen man eine „alt-deutsche“ Kunst geschmacklos nachahmte und zwischen denen sich heute kein Mensch mehr wagt. Auch der sog. „Neuzeitstil“ ist schon vergangen. Heute ist die Zeit nächster, ernster und strenger geworden. Sie sieht Kultur nicht mehr in geschmackloser Nachahmung des Vergangenen, sondern schafft einen eigenen Stil, der Zweckmäßigkeit, Einfachheit und Gediegenheit geschmackvoll verbindet. Verschwendungen sind die schweren Wandbehänge und Vorhänge, die Polstermöbel und die vielen Rippstühle und Reifeandenten, die am Vertiko und Kommode herumstehen.

Eine merkwürdige Tatsache ist aber, daß im Wandel dieser 200 Jahre sich das Porzellan, dieser unentbehrliche Bestandteil des Haushalts, so wenig nur gewandelt hat, trotzdem es aus einer Zeit stammt, in der ganz andere Anforderungen an das Geschirre gestellt wurden. Man denke doch daran, daß die königliche Porzellanmanufaktur, die August der Starke auf der Albrechtsburg in Meißen gründete, um die Erfindung des Alchimisten Böttgers nutzbringend auszuwerten, in erster Linie für den Bedarf des Königs selbst und für den Hof arbeitete und daß ein Verkauf an die große Öffentlichkeit etwa auf dem Umwege über die Petersburger Messe nur in beschränktem Umfang vorgesehene war. Man denke ferner daran, daß der König der Manufaktur den Auftrag gegeben hatte, sich an das Vorbild der großen chinesischen Porzellanmanufaktur der damaligen Zeit zu halten und daß erst allmählich und nur zögernd ein Uebergehen zu eigenen abendländischen Kunstformen, zumal in der Blumenmalerei, gefunden wurde. Die Geschirre, die man damals in Meißen anfertigte, waren bestimmt als Prunkservice für die königliche Tafel, späterhin für die Tafel aus bevorzugter Wirtin, wie des Grafen Brühl usw. Die Formen und Verzierungen waren infolgedessen pompös und repräsentativ, die Bemalung andererseits unter Verwendung von viel Gold hielt sich hart an chinesische Vorbilder. Zwar begann man nach einigen Jahrzehnten auch für den Verkauf

an eine weitere Öffentlichkeit zu arbeiten, aber man hielt sich doch immerhin an die einmal gegebenen Formen und Muster, die sich gehalten haben bis in die heutige Zeit hinein. Diese Formen aber haben sehr oft einen ganz unfermischen Ursprung. Teils lehnen sie sich an Prunkstücke in Edelmetall, an die Tafelgeschirre, Terrinen und Geschirre des großen Goldschmiedemeisters Dinglinger, teils aber hatten sie ihr Vorbild in den Erzeugnissen der schlichten Zinnhütten (Altenberg usw.). Einzig und allein die Bemalung unterlag einem Wandel. Von der chinesischen Drachenermalerei, dem Granatapfelmuster und dem sog. Zwiebelmuster ging man (abgesehen von der Wattebaumalerei) über zu den verschiedensten Arten der Blumenmalerei, der deutschen Blume und Streifenmalerei, der Rosenmalerei und schließlich dem grünen Weintraumuster des Biedermeier. Als man im 20. Jahrhundert die Notwendigkeit begriff, mit dem Zeitgeschmack weiter zu schreiben, blieb man aber immer noch unbegrifflicher Weise an der seit zwei Jahrhunderten gegebenen Form hängen, so daß leicht ein peinlicher Zwiespalt zwischen Geschirre und Malerei entstand, oder aber man ließ Geschirre, die sich vom Wesen des Porzellans herartig weit entfernten, daß sie wie ein Fremdkörper wirken. Die Künstler, die in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts für die Weisker Manufaktur arbeiteten, hatten die besonderen Eigenarten des weißen Porzellans nicht recht erfasst, so daß die Geschirre hinsichtlich der Gestaltung sowohl wie der Bemalung vielmehr Steinzeuggeschirren gleichen. So ist man also immer wieder auf die jahrhundertalten Formen und Dekore zurückgekommen, unbestreitbar ein gewisses Armutsgewand.

Es ist eine gewisse Bemerkung, daß diesem Fehler nicht nur die Weisker Porzellan-Manufaktur erliegen ist, sondern auch andere Institute, wie Berlin und Romppenburg, und zwar bis in die jüngste Zeit hinein. Dieser Zwiespalt ist bei Berlin sogar noch viel krasser, das noch dazu, wie wir s. B. auf der Ausstellung im Dresdener Kunstgewerbemuseum im Herbst 1930 sehen konnten, für die Ausgestaltung neuer Geschirre sich eben jetzt an auswärtige Künstler hat halten müssen, denen das Wesen des Porzellans durchaus fremd ist. Hier hat in der letzten Zeit die Weisker Manufaktur einen Vorprung erreicht, der anderen Instituten das Ansehen schwer macht. Seit einiger Zeit nämlich sind die Geschirre von Professor Paul Börner, dem künstlerischen Direktor der Manufaktur, herausgegeben, die, in langer Versucharbeit entstanden, neuzeitliche Formen und neuzeitliche Malerei glücklich verbinden, ohne mit der durch den Werkstoff bedingten Entwicklungsgefahr vollkommen zu bre-

chen. Man hat sich auf der einen Seite freigemacht von der überstarken Betonung des Ornamentalen (durch Rationalisierung des Arbeitsvorganges hat man dabei gleichzeitig eine erfreuliche Herabsetzung der Produktionskosten erreicht ohne Schaden für die Qualität). Auf der anderen Seite hat man die übertriebene Benutzung der Farbe soweit wie möglich herabgemindert und diese nur noch soweit als berechtigt anerkannt, als sie den Eindruck des weißen Porzellans verstärkt. Aus dem Gebiete der streng naturalistischen, überstiegen Blumenmalerei findet man sich zurück zu einer mehr geistigen Erfassung und Deutung der Blume, indem man die einzelne Blüte gerastert, ihr Geheimnis und ihre Bestimmung zu deuten sucht. Nur wenige Ranken und Blüten sind auf dem Geschirre gestaltet, sei es nun ein Tafelgeschirre, ein Kaffee- oder Teeservice, sei es ein Obst-, Konfekt- oder Eisgebek. Mit den einfachsten Mitteln, aber mit höchster künstlerischer Durchdringung sind hier Gebrauchsgeschirre geschaffen, die den Zweck niemals verleugnen, für den sie bestimmt sind, andererseits aber stets erkennen lassen, daß sie aus einem Kunstinstitut stammen, das auf Grund seiner Entstehung und Entwicklung besondere Verpflichtungen hat. Es ergibt sich wiederum, daß nur der in der Keramik fruchtbringende Arbeit zu leisten imstande ist, der in jahrelanger Beschäftigung in ihrem Wesen aufgegangen ist und deshalb die Möglichkeiten und Grenzen klar erfasst hat. Man schafft hier einen klassischen Stil, der rühmungsbekend und weiterweisend dem Schaffen der Manufaktur für lange Zeit hin sein Merkmal ausdrücken wird.

So ist die Entwicklung dieser neuartigen Gestaltung und Deutung des Porzellans noch nicht abgeschlossen; wie sehr sich hier aber ein Ring schließt, und wie folgerichtig an die erste Geschichte europäischen Porzellans angeknüpft wird, wird einem überraschend klar, wenn man die neuen Schmuckvasen in verschiedener Form von Professor Börner betrachtet, auf denen gleichfalls die modernen Blumenranken, nur hier und da locker hingelegt, überausdeutend zu sehen. Aber nicht minder wirkt auf ihnen die alte Malerei, s. B. der rote oder der blaue Drache, der zu ausgezeichneter Geltung kommt. Allerdings gilt dabei auch hier der Grundplan, daß nicht die Farbe oder der Schmuck die Hauptrolle ist, sondern das Porzellan an sich. Diese neuen Formen erscheinen uns derartig vertraut und wünschenswert, als ob sie aus der Zeit Johann Joachim Kaoblers stammten. Sie lassen in ihrem ganzen Aufbau gediegene Werkmannarbeit erkennen — man spürt geradezu die Hand des Kunsthandwerkers, der sie formte, frei von jeder einengenden und Gemalt antwenden Schablone.

Dr. R. B.